Morgen-Ausgabe
No. 111. — 57. Jahrgang.

Berliner Volks-Zeitung

Erstes Beiblatt
Sonntag, 7. März 1909

Rodelheil!

Die vergangene Woche war eine Freudenwoche für unsere Jugend: Schnee überall, wo nur das Auge hinsah. Die Straßen wimmelten von Kindern, die sich am Schneeballen, an Schneemännern und beim „Schlittern" ergötzten. Ueberall von Freude strahlende gerötete Gesichter. Welche Lust ist ein Wintertag mit recht viel Schnee für ein Kinderherz besonders für ein Großstadtkind, dem diese Gelegenheit selten geboten wird. Auch die Schlitten wurden vom Boden geholt und auf den Straßen entwickelte sich bald ein lebendiges Treiben: Zwei vor dem Schlitten, drei oben drauf, einer noch vorn und einer hinten, so ging es fröhlich die Straßen entlang vom Morgen bis zum späten Abend.

Aber die richtige Winterfreude, nicht allein für die Kinder, sondern auch für viele Alten konnte und kann man in den städtischen Anlagen beobachten, in denen die abschüssigen Wege für Rodelfahrten freigegeben sind, wie im Humboldhain, Friedrichshain und am Viktoriapark. Auch die Vororte, die etwas „gebirgig" sind, zeigen dasselbe Bild: Richtige Rodelbahnen. Da braucht man nicht immer den Schlitten zu ziehen; wenn man ihn auf dem Rücken den „Berg" hinaufgetragen hat, kann man sich darauf setzen und lustig und ganz von selbst geht es dann wieder hinab. Für Berlin und seine Vororte ist das Rodeln ein neuer und seltener Sport, aber desto größer ist die Freude bei Alt und Jung. Man begnügt sich mit den einfachsten Elementen des A-B-C-Schülers, gesteigerte Leistungen werden später erreicht werden, wenn sich Gelegenheit bietet und wenn sich der Sport mehr eingelebt hat.

Auf dem Steglitzer Fichteberge zum Beispiel, in der Kaiser Wilhelmstraße, herrscht ein Rodelbetrieb, wie er forscher und vergnügter kaum gedacht werden kann. Alt und jung, einzeln und in Gruppen bis zu sechsen, sausen Männlein und Weiblein, kühne Knaben und schneidige Mädel ununterbrochen auf der glatten Bahn vom Start auf der Höhe des Berges beim Wasserturm durch ein dichtes Spalier von Zuschauern zum Ziel in der Arkenburgstraße. Wie glühen die Wangen, wie blitzen die Augen. Blaue Flecke gibt es auch, wenn einer verkehrt steuert und Schlitten und Mannschaft in den Schnee kugeln. Alle Schlittensysteme kann man bewundern, vom plumpen, selbstgezimmerten Einhocker nach Urväternodell bis zum sportgerechten Rodel und dem aus mehreren Schlitten selbstkonstruierten Bobsleigh, der aber verboten ist. Der Steuermann vorn auf dem Rodel lenkt mit schlittschuhbewehrtem Fuß und die Mannschaft im weißen „Dreß" (Sweater und Mütze) legt kunst- und sportgerecht bald rechts, bald links aus. Gespannt wird jeder zu Tal sausende Schlitten mit den Blicken verfolgt, jede schneidige Mannschaft bewundert und der Ungeschickte ausgelacht.

Ganz anders freilich ist es in den gebirgigen Gegenden Süddeutschlands. Nicht die „Saison-Rodelbahnen" darf man in Betracht ziehen, sondern eine Rodelbahn in einem Dorfe des Odenwalds oder des Schwarzwalds. Die abschüssigste Straße, mit möglichst vielen Hindernissen, ist die beliebteste Strecke für die Dorfjugend, die sich dem Rodelsport, dem beliebtesten Winterspiel mit ausdauernder Hingebung widmet. Sechs, sieben, ja zehn und noch mehr Schlitten werden hintereinander gereiht, vorn und hinten ein tüchtiger Steurer. Dann geht es hinab, Kurven werden mit Eleganz genommen; je länger die Bahn ist, desto größer ist die Freude. Die „Virtuosen" führen Einzelleistungen vor, die in den Dorfburschen ein verständiges Publikum finden. Ein gewagtes Kunststück ist „Bauchlappern": man legt sich mit dem ganzen Körper bäuchlings auf den Schlitten, faßt diesen mit den Händen bei den Hörnern und jählings mit dem Kopf nach vorn geht es die Bahn hinab. Noch gefährlicher ist das „Stehen" Der Rodler steht frei auf dem Schlitten, hält diesen an einem Strick mit seinem Vorderteil in die Höhe und auf halben Läufen wird die Fahrt gewagt. Wer etwas ganz besonderes leisten will, macht dieselben Kunststücke rückwärts.

Daß es dabei nicht ohne Unfälle abgeht, ist selbstverständlich, aber wenn sie nicht den halben Kopf kosten, finden sie nicht besondere Beachtung und stören die Freude weiter nicht. Armbrüche, Beinbrüche oder ein Loch im Kopfe kommen freilich öfter vor. Ein lustiger Zwischenfall spielt sich dann ab, wenn der Ortsgewaltige, der Polizeidiener, erscheint. Da die Rodelbahnen meist die Ortsstraßen sind, ist das Schlittenfahren auf diesen wegen des Fuhrverkehrs verboten. Die einzig wirksame Strafe besteht in dem Wegnehmen des Schlittens. Um dieses zu vereiteln, hat sich unter dem Dorfkindern, Knaben oder Mädchen, eine Verschwörung gebildet. Der verwegenste Bursche ist der Anführer. Sobald der Polizeidiener erscheint, ertönt ein Pfiff. Drei, vier Schlitten in dicht hintereinander schießen hinab, kurz vor dem Diener der Ordnung, steuert der erste kurz und schnell diesem zwischen die Beine. Ehe sich das „Auge des Gesetzes" von seinem Sturz erhoben hat, sind sämtliche Schlitten samt ihren Besitzern verschwunden.

Die größeren Burschen und Mädchen sowie die Erwachsenen amüsieren sich vom Abend bis in die späte Nacht hinein auf großen Waldschlitten. Zwei kräftige Burschen sind die Steurer, die anderen sitzen rechts und links des Schlittens, oft 10 bis 20 Personen, auf Brettern. Unter Singen und Jodeln geht die lustige Fahrt die oft tiefen, wenn der mit Eisen oder gar mit Stahl beschlagene Lauf des Schlittens auf einen Stein trifft. Hie und da stößt ein vorgehaltener Fuß an einen auf der Seite des Abhanges herausstehenden Wurzelstock oder das Kleid eines Mädchens bleibt an einem niedrigen Zweige hängen, das hindert aber die Fahrt nicht. Lustiges Leben voller Gesundheit und Frische atmen alle Teilnehmer aus. Schlägt der Schlitten einmal um, es wird nicht übel genommen; wenn Männlein und Fräulein sich durcheinander im Schnee wälzen, denkt sich niemand etwas dabei, das gehört einmal zum Rodeln und erhöht das Vergnügen.

Das mittägliche Tauwetter hat die Freude in Berlin selbst etwas herabgedämpft, aber gerodelt wird in den Berliner Anlagen und in den Vororten flott weiter, bis Frau Sonne oder eintretender Regen dem Sport ein unüberwindbares Hindernis entgegensetzen. **H. H.**

4. Generalversammlung der Gesellschaft für soziale Reform.

Frankfurt a. M., 5. März.

Ueber die Pensionsversicherung der Privatangestellten

referiert Dr. Ernst Cahn (Frankfurt a. M.). Er gibt einige Zahlen über die Organisation und die sozialen Verhältnisse im Privatbeamtenstand. Dieser Stand, der erst neueren Datums ist, umfaßte bei der Berufszählung von 1882 3 bis 400,000 Personen, 1895 ca. 850,000 Personen und dürfte heute etwa 1,600,000 Personen umfassen. Die Gehaltsstufen stellen sich so, daß von den Männlichen 60 Prozent weniger als 2100 Mark Gehalt haben, 26 Prozent 2 bis 3000 Mark, 14,3 Prozent über 3000 Mark; bei den weiblichen 68 Prozent weniger als 1250 Mark, 24 Prozent 1250 bis 1800 Mark, 10 Prozent mehr als 1800 Mark. Der Gehaltsdurchschnitt ist bei den männlichen Privatangestellten 2046 Mark, bei den weiblichen 1135 Mark. Von den männlichen Privatangestellten sind zwangsversichert 58,1 Prozent, freiwillig versichert 10,1 Prozent; von den weiblichen zwangsversichert 92,2 Prozent, freiwillig versichert 1,1 Prozent. Der Referent faßt seinen Standpunkt in folgende Sätze zusammen:

„1. Die Arbeitsfreudigkeit der Privatangestellten, von der zum guten Teile das Gedeihen der deutschen Volkswirtschaft abhängt, leidet notgedrungen bei mangelnder Fürsorge für die Fälle der Invalidität, des Alters und des Todes.

2. Die gegenwärtige Pensionsfürsorge für die Privatangestellten ist unzureichend, da die Leistungen der Reichsinvalidenversicherung zu gering und den Bedürfnissen der Privatangestellten nicht angepaßt sind und die Pensionsfürsorge auf freiwilligem Wege nur einem kleinen Bruchteil der Angestellten zugute kommt.

3. Eine zureichende allgemeine Pensionsfürsorge für die Privatangestellten ist nur bei staatlichem Eingreifen und Schaffung einer staatlichen Zwangsversicherung für dieselben zu erreichen.

4. Der Ausbau der bestehenden Reichsinvalidenversicherung erscheint nicht als ein gangbarer Weg zu einer ausreichenden Pensionsfürsorge für die Privatangestellten; vielmehr ist die Schaffung einer besonderen staatlichen Pensionsanstalt für die Privatangestellten anzustreben.

5. Die Belastung durch die Beträge für eine einigermaßen ausreichende Pensionsfürsorge bedeutet keine Ueberbürdung von Arbeitgebern und Angestellten.

6. Die Einführung einer besonderen Ehefrauenversicherung kann als ein gangbarer Weg zur Versorgung der Witwen der Privatangestellten nicht angesehen werden und erscheint außerdem aus mehrfachen Gründen unzweckmäßig.

7. Die Denkschrift des Staatssekretärs vom 11. Juli 1908 betreffend die Pensionsversicherung der Privatangestellten ist hinsichtlich des Kreises der versicherten Personen, der Organisation der Versicherung, der Beiträge und Leistungen als eine geeignete Grundlage für eine einigermaßen ausreichende Pensionsversicherung der Privatangestellten anzusehen. Doch erscheinen folgende Aenderungen dringend erwünscht: a) der Kreis der versicherten Personen soll auch das Hausdienerpersonal, das künstlerisch vorgebildete Musikerpersonal und das Krankenpflegepersonal der verschiedenen Vereine und Korporationen umfassen. b) der Begriff der Berufsinvalidität ist mehr im Sinne der Definition des österreichischen Pensionsversicherungsgesetzes zu fassen. c) die Leistungen der weiblichen Versicherten sind mit Rücksicht darauf, daß sie keinen Vorteil von der Witwenversicherung haben, außer durch die in der Denkschrift vorgesehenen Mehrleistungen für sie noch dadurch zu erhöhen, daß die Anfangsrente nach fünfjähriger Wartezeit 15 Prozent des durchschnittlich versicherten Dienseinkommens ausmacht, und den bisher von ihnen unterstützten Angehörigen eine Rente gewährt wird.

d) Neben der Gewährung einer Rente für den Fall einer dauernden Invalidität sind analog dem § 16 des Reichsinvalidenversicherungsgesetzes die Gewährung einer Rente für den Fall vorübergehender, 26 Wochen übersteigender Erwerbsunfähigkeit in Aussicht zu nehmen. e) Die Zulassung von Ersatzinstituten soll nur unter den in der Denkschrift aufgeführten Bedingungen zulässig sein, jedoch mit der Maßgabe, daß nach Erlaß des Gesetzes sich bildende Privatpensionskassen nicht mehr als Ersatzinstitute zugelassen werden dürfen."

Nachdem in der Diskussion mehrere Redner teils für die Sonderversicherung für die Privatbeamten, teils für den Ausbau der Alters- und Invalidenversicherung gesprochen hatten, nahm unter allgemeiner Spannung

Staatsminister **Graf Posadowsky-Wehner**

das Wort. Er führte aus: Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit nur ganz kurz in Anspruch nehmen, und ich muß voraus bemerken, daß ich hier lediglich als Privatmann rede, der aber viele Stimmungen hinter den Kulissen kennt. Es haben sich infolge unserer industriellen Entwickelung in den letzten beiden Jahren industrielle Konzerne gebildet, die ein Personal beschäftigen, das die Bevölkerung ganzer Mittelstädte erreicht. Der Betrieb ist so kompliziert geworden, daß es Beamte gibt, deren Verantwortlichkeit weit größer ist als die mancher Staatsbeamten. Ich glaube, daß aus diesen Verhältnissen heraus der Wunsch rege geworden ist, die Privatbeamten, die, wenn sie stellungslos geworden sind, oft dem stärksten Elend ausgesetzt sind, ich sage, die Zukunft dieser unserer Volksgenossen zu sichern. Wir haben gehört, daß die vorliegenden statistischen Unterlagen nicht ein volles Bild von der finanziellen Wirkung der Versicherung geben. Ich bin vollkommen einverstanden damit, aber ich bin auch der Meinung, daß die Statistik niemals ein vollkommenes Bild der finanziellen Wirkung eines Gesetzes wird geben können. Ein vollkommenes Bild gibt es erst, wenn das Gesetz geschaffen ist, wenn man weiß, welche Ansprüche an die Versicherung zu stellen sind. Die Statistik hat immer getäuscht, man hat sich in Frankreich getäuscht, in England hat man sich in den ersten Jahren bei der Altersversicherung allein um 18 Millionen getäuscht. Wir haben uns auch in Deutschland getäuscht bei unserer Invalidenversicherung, und wenn ich nicht den provinziellen Verbänden mit Reichsleistungen beigesprungen wäre, hätten sich schwierige Situationen ergeben. Wenn man jetzt eine neue Statistik aufnehmen wollte, bitte ich Sie, zu bedenken, daß dann dafür zunächst neue Mittel bereitgestellt werden müssen. Es würde Jahr und Tag dauern, bis die Statistik erhoben sein würde und es würde wieder Jahr und Tag dauern, bis diese Erhebungen bearbeitet sind und bis auf Grund dieser Erhebungen ein neues Gesetz geschaffen sein würde. Kommt man jetzt dazu, erst eine neue Statistik einleiten zu wollen, so würde Ihr Wunsch, bis er kristallisiert werden könnte, auf Jahre hinausgeschoben werden müssen.

Meine Herren, es kommt aber noch ein psychologisches Moment hinzu: die sozialpolitische Belastung hat viel mehr geheime Gegner, als man glaubt. Glauben Sie mir, daß nicht alle Anträge, und wenn sie noch so schön klingen, immer ernst gemeint sind. Manches wird getan aus taktischen Gründen und nicht aus sittlich tiefem Gefühl der Pflicht gegenüber den Volksgenossen. Es ist auf keiner Seite so viel Heuchelei wie bei einer gewissen politischen Freundlichkeit. Nun bedenken Sie auch noch, daß diese Maßnahmen in eine Zeit der schweren finanzpolitischen Krise fallen. Die Lage des Reiches ist

Die Deutschen in Paris.

(Nachdruck verboten.) **Paris**, Anfang März.

Als ich vor fünfzehn Jahren nach Paris kam, riet mir ein etwas furchtsamer Landsmann, mir schleunigst den allzu deutschen Bart stutzen oder gar rasieren zu lassen und nur ja kein Wort deutsch auf der Straße oder in öffentlichen Lokalen zu sprechen. Ich befolgte diesen guten Rat nicht und wurde dennoch nicht erschlagen, aber es ist bezeichnend, daß ein solcher Rat überhaupt gegeben werden konnte. Vor sieben Jahren kam ein guter Freund von mir nach Paris; der Mann ist zwei Meter lang und sieht aus wie ein alter Germane. Als er aus dem Ostbahnhof trat, stellte er sich auf den erhöhten Perron und schrie mit weithin hallender Stimme:

„Wer von euch Kutschern kann da deutsch?

Alsbald kam ein halbes Dutzend wackerer Pariser Fiaker herangefahren, um seine weiteren Befehle entgegenzunehmen, und keiner Seele fiel es ein, dem Fremdling sein Deutschtum übel zu nehmen.

Es hat sich also etwas geändert in dieser Beziehung, obgleich wir noch lange nicht so weit sind, wie wir eigentlich sein müßten. Wenn wir es aber nicht sind, liegt die Schuld weniger an den Franzosen als an uns. Wir Deutschen haben es nun einmal so an uns, daß wir uns im Auslande in ein Mausloch verkriechen, oder vielmehr, daß wir uns bemühen, alsbald die Tracht, die Sprache, die Sitten und Gewohnheiten des Volkes anzunehmen, bei dem wir zu Gaste wohnen. Ich habe das einmal, als ich im Restaurant zu Neuchatel sah, wie die auf dem Meeresgrunde wohnenden Fische sich ihrer Umgebung anpassen, die deutsche Mimicry genannt, und der Ausdruck gefällt mir so gut, daß ich mich selber zitiere auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden.

Wenn die Pariser Deutschen von ihrer Existenz so wenig merken lassen, so haben wir es mit dieser Mimicry zu tun, nicht aber mit etwaigen Unannehmlichkeiten, die den Deutschen in Paris treffen könnten. Diese Zeiten sind wirklich ganz und gar vorbei. Bei der Weltausstellung im Jahre 1889 hatte ein deutscher Hotelier die Fahne seines Landes zum Fenster herausgehängt: die Menge warf ihm die Scheiben ein, und der Polizeipräfekt beschwor den Mann, doch das aufreizende Tuch wegzunehmen, weil er sonst für nichts stehen könne. Im Jahre 1900 erblickte man deutsche Fahnen nicht nur auf den Ausstellungsplatze, sondern so ziemlich überall in der Stadt, und keinem Menschen fiel es ein, darüber Lärm zu machen. Vor fünfzehn Jahren noch erschien ein Blättchen, das den schönen Titel „L'Anti-Prussien" führte, und dessen Herausgeber davon lebte, daß er den in Paris ansässigen Deutschen mit Denunziation wegen Spionage drohte, wenn sie sich nicht auf hundert oder zwanzig oder zehn Jahre abonnierten, das heißt ein Schweigegeld bezahlten. Käme heute ein solcher Industrieller zu einem deutschen Kaufmann in Paris, man würde ihn nicht einmal verhasten lassen, man würde ihn auslachen oder ins Narrenhaus stecken.

Das Verbergen der deutschen Nationalität, das man den Pariser Deutschen auch heute noch nachsagen kann, hat nichts mit der früheren Abneigung der Franzosen gegen die östlichen Nachbarn zu tun. Es ist dem Deutschen angeboren, und das ist und war immer und überall so. Man suche, wie ich es getan habe, auf den Pariser Friedhöfen nach deutschen Grabschriften: man wird keine einzige finden. Doch ja, sei man das abscheuliche Denkmal auf Heines Grab gesetzt hat, gibt es eine deutsche Grabinschrift in Paris, vorher war auch diese französisch, Besucher findet man auf den französischen Friedhöfen englische, polnische, russische, spanische, italienische Inschriften in Menge, und da es sich hier nicht nur um in den letzten vierzig Jahren Gestorbene handelt, ersieht man, daß auch zu einer Zeit, wo es kein Deutsches Reich und also erst recht keinen Deutschenhaß in Frankreich gab, die Deutschen sich genierten, ihre Nationalität vor oder nach dem Tode zu zeigen. Das nämliche habe ich übrigens seinerzeit auf dem protestantischen Friedhofe in Lissabon konstatiert, wo die Holländer, die Engländer, die Russen ihre Muttersprache reden, die Deutschen aber lieber das internationale Latein benutzen.

In Paris wohnen mehr Deutsche als Angehörige irgendeines anderen fremden Volkes, die Italiener allein ausgenommen, — die Belgier sind ja eigentlich keine Ausländer in Frankreich. Rechnet man die Schweizer, Luxemburger und Oesterreicher deutscher Zunge ein, dürfte die deutsche Kolonie von Paris wohl dreimal so stark sein wie die englische und amerikanische zusammen. Geht man nun aber durch die Geschäftsstraßen, durch die großen Boulevards, die Avenue de l'Opera, die Rue de la Paix, so wird man mindestens dreißig oder fünfzig englische Aufschriften sehen, ehe man eine einzige deutsche erblickt. Und schaut man sich die in diesen anscheinend englischen Läden ausgebotenen Waren an, so wird man finden, daß die gute Hälfte davon aus deutschen Fabriken stammt, und daß wir es ganz einfach mit Niederlagen von deutschen Firmen zu tun haben. In Frankreich wie im übrigen Auslande und sogar in Deutschland selbst hat man gar keine rechte Vorstellung davon, wie die deutsche Industrie für den Export arbeitet. Nicht nur Tausende von Amerikanern und Russen, sondern auch Tausende von Deutschen kaufen in Paris ein Mitbringsel für die Daheimgebliebenen, suchen dazu selbstverständlich „etwas echt Pariserisches" heraus, das man daheim nicht haben kann", — und erstehen einen in Berlin, Pforzheim oder Köln hergestellten Gegenstand.

Warum schreibt der deutsche Fabrikant nun nicht seinen deutschen Namen über seine Pariser Niederlage? Warum versteckt er sich hinter der englischen und französischen Sprache? Die Antwort liegt auf der Hand: die Fremden, die die deutschen Souvenirs aus Paris mitbringen, würden sie ja nimmermehr kaufen, wenn sie wüßten, daß sie in Deutschland gemacht wurden, sondern sie würden entdecken, daß sie doch recht plump und unschön seien. Der deutsche Ladenbesitzer in Paris fürchtet sich also nicht, die Franzosen könnten ihm aus lauter Patriotismus die Ladenfenster einschlagen, sondern er will die in Paris einkaufenden Fremdlinge anlocken und seine Waren an den Mann bringen.

Der französische Deutschenhaß existiert heute nicht mehr. Die Zeit ist eben doch ein famoser Arzt, der alle Wunden heilt. Ganz ist die elsäßische Wunde noch nicht vernarbt, und kann es nicht sein, solange Leute wie zum Beispiel Clemenceau, die den Krieg als Männer miterlebt haben, die Geschicke Frankreichs lenken. Erst wenn die neue Generation, die ja schon vielfach die Zügel ergriffen hat, zur Alleinherrscherin geworden ist, wird das verlorene Reichsland aufhören, den Franzosen Kopfweh zu machen. Jedes Jahr aber bringt uns diesem Ziele näher, und jetzt sind wir schon bei der Gleichgültigkeit angelangt, die den in den ersten Jahren nach dem Kriege unzweifelhaft bestehenden Haß und die allmählich kühler gewordene Antipathie abgelöst hat. Bis zur Sympathie sind wir noch nicht gekommen, aber wir stehen heute ungefähr auf derselben Stufe mit allen anderen Ausländern, und dem Deutschen schadet seine Nationalität in Paris nicht mehr als dem Engländer oder dem Italiener. Sollte es also noch Leute in Deutschland geben, die sich vor einem Besuche der französischen Hauptstadt fürchten, so kann ich ihnen das Beispiel meines erwähnten Freundes empfehlen. Sie sollen nur ruhig deutsch sprechen und ihr Deutschtum zeigen, kein Mensch wird sie darum scheel ansehen, wenn sie nur sonst höflich und manierlich sind. Passiert ihnen aber etwas Unangenehmes am Seinestrand, so sollen sie das ja nicht ihrer Nationalität zuschreiben; das hat dann vielmehr immer seine persönlichen Gründe und wäre ihnen in Wien oder in Berlin sicher auch begegnet.

Karl Eugen Schmidt.